

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 11 (2004)
Heft: 122

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



**Peter Schweiger tritt ab + + Die Appenzeller Frauen
ziehen ins Zeughaus und die Hausmusiker sich bald
einen Kopfhörer über + + Yannick Lahens erzählt von
Haiti und im Kunstmuseum zeichnet ein Peruaner 494
mal die Welt + + Weiter im Text: Norwegische Rent-
ner, die im Sumpf versinken**

KULTUR



DIE APPENZELLER FRAUEN

40

Anfang Mai ziehen an die dreissig Künstlerinnen mit Bezug zum Appenzellerland ins Zeughaus in Teufen. Aus Anlass des 75. Geburtstages der Frauenzentrale AR umkreist dieser Appenzeller Frauenaufzug bis in den Juni hinein ernsthaft, ironisch und erotisch weibliche Lebensentwürfe und künstlerische Ausdrucksformen am Fuss des Alpsteins. von Monica Dörig

Wenn alljährlich im Mai über Nacht die Hundszenen (Löwenzahn) goldgelb explodieren, ist es Zeit für das «Überfahre». Mit dem Alpaufzug verlegen die Bauern Vieh und Habe auf die Alpen, jodeln und jauchzen auf ihrem Weg, putzen sich heraus und zeigen, was sie haben. Bis auf das herzige «Meedli», das mit den Ziegen vorneweg den stolzen Zug anführt, ist das eine Männergeschichte. Wenn alljährlich am letzten Sonntag im April die Innerrhoder Stimmbürgerinnen und Stimmbürger auf dem Landsgemeindeplatz in Appenzell zusammenströmen, wenn Volk und Politiker eindrücklich gewandert – flankiert von Ordnungshütern mit schimmernden Helmen, begleitet von herausgeputzten Musikanten mit blitzblanken Instrumenten – die direkte Demokratie vor illustren Gästen und Touristenmassen zelebrieren, dann ist das immer noch, trotz Beteiligung der weiblichen Bevölkerung, vornehmlich eine Männergeschichte.

Feinmaschiges Netz

Erfreulicherweise bahnt sich da seit Monaten eine Frauengeschichte in der Region an. Frauen mit besonderen Bindungen zum Land am Alpstein machen sich auf, zu zeigen, was sie bewegt, was sie umtreibt und was sie zu sagen haben. Mit ihren Ideen, Projekten und Werken spinnen sie Netze aus Erinnerungen, Vergangenen und Werdendem über die lieblichen Hügel. Sie legen ihre Finger auf Selbstverständliches und Unerhörtes zwischen Berg und Tal. Sie rufen und flüstern, tanzen und laufen durch diese Landschaft, kommen auf Abwege und finden sich vom Mai bis in den Juni im Zeughaus Teufen zusammen, um zu verweilen, zu werken und zu wirken.

Um die Konzeptgruppe von Agathe Nisple, Ursula Badrutt und der Architektin Eva Keller scharen sich rund dreissig Künstlerinnen und Künstler, zwei Drittel aus Ausserrhoden, ein Drittel aus Innerrhoden. Was zuerst mit ein paar Eckpunkten aus dem aktuellen Appenzellischen Kunstschaffen grob positioniert worden war, hat ausgeschlagen, Blüten getrieben und sich in alle Himmelsrichtungen fein verästelt. Die Kuratorinnen haben sich bewusst von einer einfach gestrickten Gruppenausstellung, einem säuberlichen Aneinanderreihen von etablierter Kunst distanziert. Gewachsen ist ein Frauenaufzug, der sich lustvoll auf allen Ebenen und nach allen Seiten bewegt, der Geschichtliches und Traditionelles mit Sehnsüchten und Visionen verknüpft und, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, einen breitgefächerten Überblick über Lebensentwürfe und das Selbstverständnis der Appenzellerinnen bietet. Nicht explizit politisch feministisch ist das Muster der Ausstellung, sondern offen für Biographien in allen Schattierungen, für Kunst aus allen Sparten, zusammengefügt nach freien kuratorischen Kriterien und ohne die Männer draussen zu lassen.

Mit Musik, Tanz und Gesprächen, mit Bibliothek, Frauenfilmen und Theaterstücken, mittels neuer Medien und bekannter Kunstformen werden sich die Frauenwelten des Appenzellerlandes manifestieren. Im durch Lichtarchitektur verwandelten Erdgeschoss findet sich die Bühne für Veranstaltungen und eine Bistro-Bar, ebenso eine Bibliothek und Videothek. Im Aussenraum und auf den beiden Stockwerken werden die mit allen Sinnen erfahrbaren künstlerischen Arbeiten präsentiert, die zum Teil speziell für den Appenzeller Frauenaufzug konzipiert worden sind.



Berliner Frauenaufzug: Eine Appenzeller Schmetterlingshaube spaziert durch das türkisch geprägte Kreuzberg und lotet über weibliche Kleidungsstücke die politische Tradition unterschiedlicher Kulturen aus.
Bild: Videostills von Mirjam Staub

ZIEHEN AUF

41

Von Pflichten zu Rechten

Anlass und Anstoss für den Aufzug der Kulturproduzentinnen ist das 75-jährige Jubiläum der Frauenzentrale des Kantons Appenzell Ausserrhoden. Hervorgegangen aus dem 1929 gegründeten Frauendachverband, befasste sich die Frauenzentrale in Ausserrhoden zunächst schwergewichtig mit sozialen Aufgaben. Im Auftrag und mit Unterstützung der Regierung wurde ein Projekt gegen die Arbeitslosigkeit initiiert. Mit dem Nähen von wärschaften Bubenhosen, die Absatz über die Kantonsgrenzen hinaus fanden, konnten etliche Frauen das Familieneinkommen sichern. Während der Kriegsjahre lernten sie gesund und günstig kochen, und bis 1995, über fünfzig Jahre lang, verdiente sich manche Appenzellerin ein Sackgeld mit dem Stricken von günstigen Militärsocken. Clara Nef, die Gründerin der Frauenzentrale und Initiantin von zahlreichen Projekten, hatte sich die geistige Landesverteidigung auf die Fahne geschrieben, für den bürgerlichen Frauendachverband war Politik kein Thema.

Heute ist die persönliche Weiterbildung für Frauen und öffentliches Engagement von grossem Stellenwert im Programm der Frauenzentrale. Nach 75 Jahren stehen nicht mehr Frauenpflichten, sondern Frauenrechte im Vordergrund. Neben den Kursen arbeitet der Verband, dem heute neben andern Vereinigungen über fünfhundert Einzelmitglieder angehören, projektbezogen. Aus dem rein sozial engagierten Frauendachverband hat sich eine Institution entwickelt, in der sich Frauen für die Anliegen ihrer Geschlechtsgenossinnen einsetzen, ihre Interessen wahrnehmen und vertreten, sowie Motivation und Unterstützung bieten zur aktiven Teilnahme am öffentlichen Leben und in der Politik.

Fehlende Plattform für die Kunst

Was andern Institutionen in Ausserrhoden scheinbar weniger gut gelingt, schafft die Frauenzentrale. Über den weit verzweigten Kanton, ungeachtet der Geographie, verbindet sie die Frauen untereinander.

Wenn auch Aktivitäten und Angebote aus topographischen Gründen jeweils in Vorder-, Mittel- und Hinterland positioniert werden, versammelt sie doch die gemeinsamen Ziele unter einem Dach. In Innerrhoden, dem kompakten katholischen Halbkanton, gibt es eine ähnliche Gruppierung erst seit zwölf Jahren; in der Nachfolge einer Gruppe Kämpferinnen für das Frauenstimmrecht hat sich das Frauenforum Appenzell neben den traditionellen kirchlich geprägten Frauenorganisationen etabliert. Im reformierten Nachbarkanton konnten Frauen im öffentlichen Leben schon länger Fuss fassen; sie sind auf allen Ebenen vertreten. In Innerrhoden steckt die Geschichte der politisch aktiven Frauen noch in den Kinderschuhen.

Dafür strahlt der kleine Kanton mit seinen Kunstzentren weit in die Region hinaus. Die Offenheit für zeitgenössisches Kunstschaffen ist im ländlichen Gebiet auch nach jahrelanger Aufklärungsarbeit von Kulturvermittlerin Agathe Nisple und Gleichgesinnten noch nicht selbstverständlich. Man rühmt sich in Innerrhoden zwar einer Roswitha Dörig, die mit Überzeugung und einer für ihre Generation bewundernswerten Hartnäckigkeit ihren Weg gegangen ist, man weiss um das Talent des Dorforiginals Sibylle Neff. Man hat vielleicht schon von Verena Sieber-Fuchs filigranen Kostbarkeiten gehört oder erfahren, dass Aleksandra, die Ehefrau von Roman Signer, auch Kunst macht. Eine Plattform, eine Bühne für zeitgenössisches Kunstschaffen, entsteht in beiden Kantonen, wenn überhaupt, nur sporadisch und temporär. So ziehen denn im Zeughaus viele Künstlerinnen ihre Geschichten und ihre Werke auf, die es noch zu entdecken gilt.

Appenzeller Frauenaufzug. 7. Mai bis 6. Juni im Zeughaus Teufen, Mi-Fr, 14-18 Uhr, Sa und So 11-16 Uhr. Genaue Veranstaltungstermine siehe Kalender oder www.frauenaufzug.ch.

Literatur zum Thema:

- > FrauenLeben (Hrsg. Renate Bräuniger), Appenzeller Verlag
- > Jolanda Spirig: Von Bubenhosen und Bildungsgutscheinen. Schrift zum 75-Jahr-Jubiläum der Frauenzentrale. Erscheint im Mai 2004



1500 UND ELF PERSPEKTIVEN AUF DIE WELT

Mit seinem «Atlas Peru» erzählt Fernando Bryce die «andere» Geschichte einer Nation. Dass er dafür den Zeichenstift benützt, kommt nicht von ungefähr: Auch die übrigen zehn Künstlerinnen und Künstler, die derzeit im St.Galler Kunstmuseum unterm Titel «Global World / Private Universe» zu sehen sind, wählen dieses Werkzeug, um sich Strich für Strich der Welt zu versichern. **von Konrad Bitterli**

Offizielle Verlautbarungen und nüchterne Statistiken, glücksverheissende Werbung im Stil der fünfziger Jahre, die neuesten Errungenschaften in Wirtschaft, Architektur und Alltag anpreisend, Pressebilder von politischen Umstürzen oder historischen Begegnungen sowie vollständige Zeitungs- oder Dokumentenseiten: Endlos erscheinen die Bildreihen im «Atlas Peru» von Fernando Bryce. 1965 in Peru geboren und aufgewachsen, in den achtziger Jahren in Paris ausgebildet und heute abwechslungsweise in Lima und Berlin lebend: Seine Künstlerbiografie könnte man als nomadisches Dasein zwischen den Kulturen, zwischen Südamerika und Europa, zwischen dritter und erster Welt, aber auch zwischen indigener und westlicher Identität verstehen. Kein Wunder, dass sich Bryce künstlerisch seiner Herkunft zu versichern sucht.

Visuelle Geschichtsschreibung

Im «Atlas Peru» erzählt er in 494 Tuschkopiezeichnungen die wechselhafte Geschichte seiner Heimat von 1932 bis zur Gegenwart. Ausschnitte aus illustrierten Magazinen übersetzt er ins Medium Zeichnung und eignet sich im Schaffensprozess die veröffentlichte Vergangenheit an: Der Akt des Nachzeichnens vereinheitlicht die Vorlagen in ihrer ästhetischen Erscheinung und erlaubt eine Enthierarchisierung der Bilder. Dabei erzeugt der «Atlas Peru» ein Bildpanorama, das in der raumgreifenden Präsentation im Kunstmuseum den Betrachter zu überwältigen scheint. Die zeichnerische Appropriation dient Bryce indes nicht nur der historischen Sichtung, er legt gleichzeitig die mediale Mythenbildung sowie deren Manipulation durch die etablierten Machtstrukturen offen. Der «Atlas Peru» lässt sich als «monumentale» Bild-Erzählung

lesen, in der neben der offiziellen Historie das alltägliche Leben seinen Platz reklamiert. Und nicht zuletzt legt der Künstler die Brüche in der Geschichte seiner Heimat offen, jene Ereignisse und Zusammenhänge, die staatlich verordnete Geschichtsschreibung zu unterdrücken sucht. Indem er die Repräsentation dessen, was nationale Identität ausmacht, ins Zentrum seiner Untersuchungen rückt, illustriert er nicht einfach Geschichte, sondern leistet einen Beitrag zur Dekonstruktion derselben, zur Befragung ihrer Mythen anhand ihrer Bildwelten. Der «Atlas Peru» kann somit als grossangelegter Versuch verstanden werden, dem klassischen Historienemalde eine zeitgemässe Form visueller Geschichtsschreibung entgegenzustellen, in der das enzyklopädische Wissen sich im Bilderüberfluss selbst ad absurdum führt.

Epochale Fragen

Doch nicht nur des peruanischen Atlas wegen platzt das Kunstmuseum St.Gallen derzeit aus allen Nähten – über 1500 Arbeiten sind in den Räumen des altherwürdigen Museums zu ausufernden Werkblöcken vereint, und sie scheinen den Ausstellungsbesucher durch ihre schiere Anzahl überwältigen zu wollen. Doch keine Bange – man sollte sich davon auf keinen Fall abschrecken lassen! Die Arbeiten von elf internationalen Kunstschaaffenden sind zu sinnstiftenden Werkgruppen und enzyklopädischen Ordnungen vereint. Deren Schaffen kreist um brisante Begriffe wie Globalisierung und Privatheit. «Global World / Private Universe», so nennt sich die

thematische Ausstellung, spielt bewusst mit Schlagwörtern. «Globalisierung», bzw. «Individualisierung» – sie reflektieren aktuelles Weltgeschehen und gesellschaftliche Veränderungen, wie der Soziologe Peter Gross festhält: «Es gibt Begriffe, die epochale Fragen aufnehmen und diese in die Gesellschaft zurückspeiegeln. Der Titel dieser Ausstellung ergreift eine solche und kündigt gleichzeitig von einer täglich erlebten Ambivalenz. Von der Ambivalenz nämlich zwischen einer bedrohlich anmutenden Globalisierung einerseits und einer freundlich leuchtenden Privatheit andererseits. (...) Die Globalisierung geht mit Geschehnissen extremer Unbeherrschbarkeit einher: mit Klimakatastrophen, Terrorismus, Völkerwanderungen. (...) Je dynamischer die Globalisierung ausgreift, desto dringlicher erscheint der Rückzug und die Verteidigung des Privaten.»

Individuelle Antworten

«Global World / Private Universe» vereint elf international bedeutende künstlerische Positionen der Gegenwart von Franz Ackermann bis Erwin Wurm, von Silvia Bächli bis Emily Jacir, von Fernando Bryce bis Raymond Pettibon. Mit zum Teil erstmals in der Schweiz gezeigten und eigens für die Ausstellung zusammengestellten Zeichnungsgruppen nähern sie sich aus unterschiedlichsten Perspektiven den inhaltlichen Widersprüchen. Sei es, dass sie wie Matt Mullican zeichnerisch ganze Kosmologien als Denkmodelle entwerfen, sei es, dass sie bunte Papierplaneten lustvoll zum Kreisen bringen – Annelise Coste –, oder, wie bei Pettibon, den amerikanischen Traum in all seinen alltäglichen Bildklischees rücksichtslos dekonstruieren.

Die Zeichnung ist dabei der vielleicht spontanste und privateste Ausdruck einer individuellen Sicht auf Welt. Einen Strich ziehen, ein Zeichen setzen – da geht es um ein Sich-Versichern in einer als unkontrollierbar empfundenen Welt. Im Kleinsten erscheint eine Öffnung zur Welt angelegt, im privaten Universum wird ein übergreifender Anspruch, wird eine subjektive Ordnung spürbar. Stets jedoch verorten sich die künstlerischen Haltungen zwischen privatem Raum und globalem Anspruch – mit dem Betrachter als permanentem Mitstifter von Sinn.

Konrad Bitterli, 1960, ist Kurator am Kunstmuseum St.Gallen

Global World / Private Universe. Noch bis 31. Mai im Kunstmuseum St.Gallen, Di-Fr, 10-12 und 14-17 Uhr, Mi bis 20 Uhr, Sa und So 10-17 Uhr. Katalog zur Ausstellung im Verlag für Moderne Kunst Nürnberg, mit einem Essay von Peter Gross und Texten von Konrad Bitterli, Gianni Jetzer, Oliver Kiemayer und Roland Wäpse.

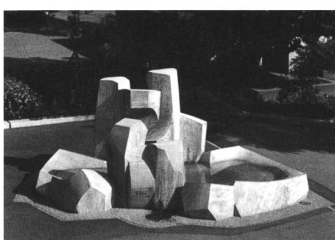
SANTIAGO SIERRA. An der 50. Biennale in Venedig hat er den Haupteingang des Spanischen Pavillons zugemauert, die entrüsteten Besucher erlangten lediglich durch einen schmutzigen, von Polizisten kontrollierten Hintereingang Zutritt in das leere Gebäude. Im P.S.1 in New York liess er eine an den Grenzzaun zwischen Mexiko und den USA erinnernde raumhohe Mauer errichten. Dahinter lebte, verborgen von den Blicken der Besucher, einige Wochen lang ein gering bezahlter Freiwilliger. Bei einer Aktion in Havanna liess er sechs arbeitslosen jungen Männern gegen Bezahlung von dreissig Dollar eine Linie auf den Rücken tätowieren: Santiago Sierra, 1966 in Spanien geboren und seit 1995 in Mexiko-City lebend, thematisiert in seiner Kunst mit einem minimalistischen Formenvokabular aus Kuben, Quadern, Linien und Quadraten unaufhörlich die Machtverhältnisse in kapitalistischen Systemen. Auch wenn er auf die Frage der Süddeutschen Zeitung, ob er sich als Aktivist sehe, der die Schattenseite der Globalisierung thematisiere, unlängst spröde antwortete: «Ich zeige, was um mich herum ist. Das hat doch nichts mit politischem Engagement zu tun. Kunst ist nicht der Ort, um aktiv zu sein. Kunst ist Luxus.» Ein Luxus allerdings, der bisweilen für den Einzelnen zur physisch erfahrbaren Entscheidung werden kann: Im 3. Stock des Kunsthaus Bregenz hat Sierra 14 600 Betonsteine deponieren lassen, die zusammen 292 Tonnen wiegen: Wenn mehr als 100 Personen den Raum betreten, ist die statische Grenze des Gebäudes erreicht und der Zumthor-Bau stürzt in sich zusammen. – Gut, gibts am Eingang eine Registrierschranke und rot-weiße Absperrgitter, wie überall in der freien Marktwirtschaft. (ks.)

Kunsthaus Bregenz, bis 23. Mai, Di-So, 10-18 Uhr, Do bis 21 Uhr

HANS SCHWEIZER. 1942 in Herisau geboren, in St. Peterzell aufgewachsen und jetzt bei Gais wohnend, gehört Hans Schweizer mit seiner Malerei und seinen Grafiken zu den bedeutendsten Künstlern der Schweiz in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. «Kultur im Bahnhof» zeigt ab Ende Mai – etwas verspätet zum 60. Geburtstag des Künstlers – eine repräsentative Auswahl von grafischen Blättern, die zwischen 1966 und 1975 entstanden sind. Rudolf Hanhart, der ehemalige Konservator des Kunstmuseums St.Gallen, schrieb 1976 über Schweizers grafisches Schaffen: «In seinen Anfängen war Hans Schweizer geradezu besessen von den grafischen Ausdrucksmitteln. Er hat vor allem die Radierung zum gefügigen Instrument entwickelt, das er vollendet beherrscht.» Die Einführung zur Ausstellung hält Peter Killer, ehemaliger Konservator am Kunstmuseum Olten und profunder Kenner von Schweizers Werk. (rb.)

Kultur im Bahnhof St.Gallen, 28. Mai bis 5. August, Galerie im 1. Stock, Mo-Fr, 8-22 Uhr, Sa 9-16 Uhr, So 9-14 Uhr. Vernissage: Samstag, 28. Mai, 18.30 Uhr, Historischer Saal

FREDI THALMANN. Ein wenig an die Märchenwelt gemahnt es einen schon, wenn man das alte Riegelhaus in Berg SG betritt und von Fredi Thalmann am Holztisch vor dem knisternden Kamin empfangen wird. Gewiss, weil der Bild-



hauer aussieht, wie man sich einen Bildhauer eben vorstellt, mit zupackenden Armen und weissem Bart. Aber auch, weil Thalmann eine Art von Künstler verkörpert, wie man sie selten mehr trifft: Ein meisterlicher Handwerker, kein gesellschaftlicher Provokateur ist Thalmann, und das bestätigt er auch, wenn er sagt, dass er mit seiner Kunst nie provozieren, sondern gestalten und Freude bereiten wollte. 1939 in St.Gallen geboren zog Thalmann nach einer Bildhauerlehre nach Rom und Salzburg, wo er sein Können erweiterte. 1964 zurück in St.Gallen konnte er vor dem Bürgerspital gleich seine

erste Freiplastik realisieren – und fortan läuft's rund: Die Zeit ist auf Fortschritt eingestellt, die Vorplätze der modernen Schulhäuser, Kirchen und Spitäler wollen verschönert sein. Fredi Thalmann macht das auf seine Weise: Funktional, elegant, aber immer auch phantasievoll findet er für jede neue Situation eine neue Idee und das richtige – und oft auch preiswerte – Material: Stein, Holz, Bronze oder Beton, wie beim abgebildeten Schulhausbrunnen in Rotmonten, der Bildhauer beherrscht jede Technik und erfindet gelegentlich beim Experimentieren eine neue dazu. In einer Ausstellung zum 65. Geburtstag im St.Galler Regierungsgebäude ist nun ein Überblick über Thalmanns Schaffen zu sehen, was auch insofern einladend ist, als man auf das Alterswerk des Künstlers gespannt sein darf: In letzter Zeit ist der Bildhauer vom Ungegenständlichen auf das Figurative seiner jungen Jahre zurückgekommen. Zur Ausstellung erscheint im Niggli-Verlag Sulgen eine von Jost Hochuli gestaltete, reich bebilderte Monographie mit Texten von Jürg Ganz, André Heller, Richard Butz und Fredi Thalmann. (ks.)

Ausstellungssaal Regierungsgebäude St.Gallen, bis 23. Mai, Mo-So, 14-17 Uhr

1984 wurde Fritz Voegelin als Direktor des Landeskonservatoriums nach Medellin berufen. Als er ins Visier der kolumbanischen Mafia geriet, endete sein Höhenflug abrupt, zurück in der Heimat blieben ihm die Türen verschlossen. Mit zwei Geburtstagskonzerten wird der heute in St.Gallen lebende Dirigent und Komponist im Mai geehrt – ein Porträt. von Alfred Ziltener

«Es ist verrückt gewesen, mein bisheriges Leben, bunt und farbig» – das könnte ein schönes Résumé eines Sechzigjährigen sein, doch beim Dirigenten und Komponisten Fritz Voegelin schwingt viel Bitterkeit mit, die Bitterkeit eines Menschen, dem in einem einzigen Augenblick eine vielversprechende Karriere zerstört wurde und der nun in einfachsten Verhältnissen durchkommen muss. Voegelin wurde am 19. September 1943 in Zürich geboren. Früh zeigte sich seine Leidenschaft für die Musik, die aber nicht auf Verständnis traf: «In diesem Haus gibts Ingenieure», zitiert er seine Eltern. Voegelin wurde Primarlehrer, und mit 21 Jahren heiratete er. Beides seien Verzweiflungstaten gewesen, kommentiert er im Rückblick, Mittel zur Flucht aus dem Elternhaus.

Gefördertes Talent

Neben seiner Lehrertätigkeit machte er am Berner Konservatorium das Violindiplom. Anschliessend ging er an die Basler Musikakademie, wo ihm der Mäzen Paul Sacher einen Freiplatz verschafft hatte. Hier besuchte er die Dirigierklasse und schloss 1973 mit dem Kapellmeisterdiplom ab. Besonders beeindruckten ihn jene Musiker, welche den für Dirigenten obligatorischen Kompositionsunterricht erteilten, vor allem Klaus Huber, von dem er mit Respekt und Wärme erzählt. Parallel zum Unterricht in Basel besuchte er die Meisterklasse des legendären Dirigenten-Erziehers Hans Swarowsky in Wien. Dieser erkannte sein Talent und versprach, ihn zu fördern. Doch Swarowsky starb 1975 – ein erster Rückschlag für Voegelin. So blieb er zunächst in der Schweiz, als Chefdirigent des «Orchestre de la Ville et de l' Université Fribourg» und des von ihm gegründeten «Orchestre de Chambre Fribourg». Zudem gastierte er bei verschiedenen Schweizer Klangkörpern und beim «Orchestre du Conservatoire de Paris». In jenen Jahren entstanden unter anderem die dem rebellischen Bürgersohn Fritz Zorn gewidmeten «Szenen für Streichquar-

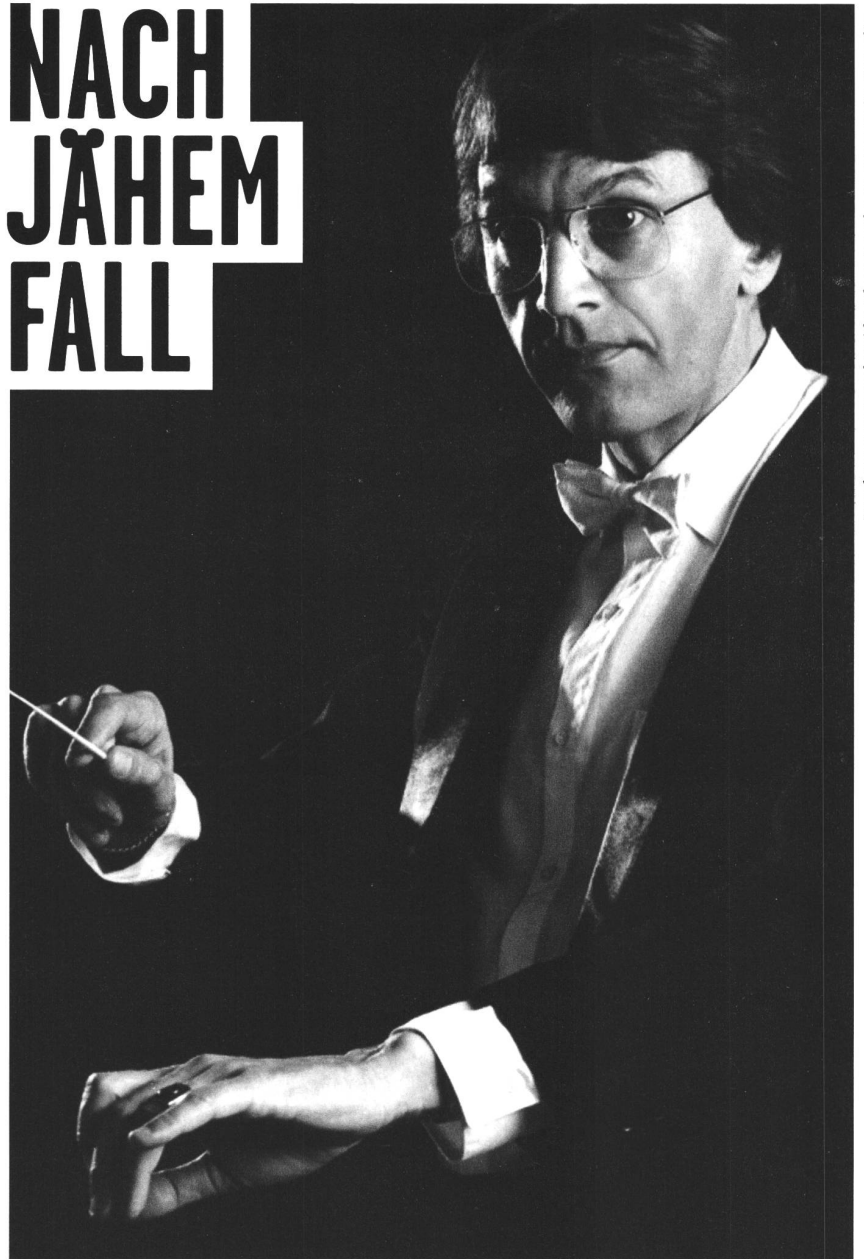
tett». Verschiedene Kompositionen Voegelins wurden mit nationalen und internationalen Preisen ausgezeichnet.

Im Visier der Mafia

Eine entscheidende Wendung nahm seine Karriere, als er bei einem international ausgeschrieben kolumbianischen Kompositionswettbewerb den ersten Preis gewann. Daraufhin erhielt er einen Ruf als Direktor des Landeskonservatoriums Kolumbien. 1984 trat er die Stelle an, dirigierte aber auch beim Sinfon-

nischen Nationalorchester und an der Oper. 1988 wurde er als Chefdirigent des «Orchestra Sinfonica de Antioquia» nach Medellin geholt. Zudem gründete und leitete er eine Dirigierklasse an der Universität und gastierte regelmässig in Venezuela. Die Fernseh-Aufzeichnung eines Konzertauftritts in Medellin zeigt einen schlaksigen, jugendlich wirkenden Künstler, der hörbar weiss, was er will. Seine Interpretation von Wagners «Rienzi»-Ouvertüre ist sorgfältig gestaltet und mit Spannung aufgeladen. Trotz der schlechten Tonqualität

WÜRDIGUNG NACH JÄHEM FALL



Durch Ignoranz und Neid verkannt und vergessen: Fritz Voegelin.

ist auch zu hören, dass hier ein ausgezeichnetes Orchester spielt. Der Höhenflug endete abrupt, als der Schweizer ins Visier der kolumbianischen Guerilla geriet. Über die Gründe dafür kann er nur spekulieren. Zunächst nahm Voegelin die brieflichen und telephonischen Morddrohungen nicht ernst, doch als sein Auto beschossen wurde, musste er das Land fluchtartig verlassen. Am 2. Februar 1992 landete er in Kloten – ohne jede Ahnung, was nun aus ihm werden sollte. Bald machte der in Südamerika gefeierte Dirigent die bittere Erfahrung, dass er in der Heimat nicht willkommen war. Alle Bewerbungen blieben erfolglos, die Türen der Konzertsäle und Opernhäuser waren ihm versperrt. Die Revanche der Neider von einst sieht Voegelin dahinter, aber auch pure Ignoranz: So zitiert er den Satz eines Konzertagenten: «Wenn Sie wenigstens aus Nordamerika kämen, dann könnte ich vielleicht etwas für Sie tun.» – «Als ob ich im Urwald dirigiert hätte!», kommentiert Voegelin bissig.

In erster Linie Dirigent

Der Künstler, für den das Dirigieren Berufung ist und Mittel sich auszudrücken, geriet in eine tiefe Krise, die er bis heute nicht wirklich bewältigt hat. Sie drückt sich in seinen Kompositionen der letzten Jahre aus. Im 1996 entstandenen Stück «Que non hay salida» (Wer keinen Ausweg hat) für Altblockflöte und Gitarre beispielsweise, welches die Situation der Isolation aufnimmt. Oder im Zweiten Streichquartett mit Stimme «...ich bin am Ende angelangt» auf Texte von Mascha Kaléko. 2002 ist in der Reihe «Musikszene Schweiz» eine Porträt-CD mit Werken Voegelins erschienen. Der Erfolg als Komponist ist paradox für einen Künstler, der von sich selber sagt: «Ich bin in erster Linie Dirigent. Ich will nicht als Komponist abgestempelt werden.» – Fritz Voegelin lebt heute als Komponist und Organist in St.Gallen, «unter dem Existenzminimum», wie er sagt. Am 9. und 10. Mai wird er mit zwei Geburtstagskonzerten geehrt, in welchen unter anderen die im Text erwähnten Werke zu hören sind.

Geburtstagskonzerte für Fritz Voegelin: Sonntag, 9. Mai, 10.30 Uhr, Historischer Saal, Klubschule im Bahnhof St.Gallen. Werke von Dowland, Gaudibert, Pagh-Paan, Prudencio und Voegelin. Ruth Weber, Sopran, Susanne Huber, Bass- und Altflöte, Christoph Jäggin, Gitarre. Montag, 10. Mai, 20 Uhr, Schutzengelkappelle, Klosterplatz St.Gallen. Werke von Skrzypcak und Voegelin. Amar-Quartett und Ursula Wick, Mezzosopran.

REWIND: UNTERWEGS ZUM URS

Urs hat eine Brille, so eine, wie sie vermutlich die Intellektuellen in Hong Kong tragen. Er raucht viel; so wie seine zwei Wanderkollegen Flo und Magi auch. Flo ist der mit dem silbernen Bass und Magi der mit der immerselben grünen Trainierjacke. Das und noch einiges mehr sieht man auf einer DVD über die Band der drei Freunde: «Unterwegs mit Urs». Jene drei jungen Männer, die lieber zwanzig Menschen vor der Bühne haben, die zuhören, als dass diese wie wild gewordene Zwerghamster pogen. Gezeigt wurde der 45-minütige Film im Jugendtreff Stoffel in Widnau. Einem Ort, wo, falls man die elenden Velodiebe erwischt, die Eltern und nicht die Polizei verständigt werden. Ein Ort, dessen Wände verspritzt und dessen Sofas alt und ledrig sind und ein Bier nur drei Franken kostet. Ein freundlicher Platz also. Viele, eher ruhige Menschen sind gekommen. Im Rheintal kennt man die Bands und die Filmer. Christian Sulzers Hand-Kamera begleitete «Unterwegs mit Urs» ans Eisbrecher-Festival in Altstätten. Das Konzept des Films – gestern noch im Proberaum und heute auf der Bühne – ist einfach und hält, was es verspricht. Wird man selbst doch auch ein wenig unruhig auf den Auftritt hin. Dieser dauert im Film ziemlich kurz. Halt so wie im rechten Bandleben auch. Fünfhundert mal proben, um sich eine Stunde lang kotzübel und mit zitterigen Knien vors Publikum zu stellen. Der Zuschauer zittert mit. Vor allem dann, wenn die Kamera dem Gitarristen, der sich vor dem Konzert sammelt, im Gesicht klebt und dieser das lästige Ding zum Teufel wünscht. Der Film ist in das Konzert und etwa vier Interview-Sequenzen gegliedert. Und das letzte dieser Interviews ist eines der vergnüglichen. Denn jetzt wird auch mal gemotzt, über den ach so grossen Headliner und über einen aus dem Publikum, der dummes Zeug schreit. Nach dem Film werden dem wohlgesinnten Volk noch sechs Songs vorgetragen. Nicht mit rumpelndem Schlagzeug und krächzenden Gitarren, vielmehr unplugged. Aber im Rheintal sagt man das viel schöner: Ein paar Stückli ohne Schlagzeug. **Johannes Stieger**

Der Film über «Unterwegs mit Urs» von Penguin Pictures wurde am 16. April im Stoffel in Widnau gezeigt.

FORWARD: KOPFHÖRERKONZERTE

Am 27. und 28. Mai steht in St.Gallen eine musikalische Premiere auf dem Programm, auf die hingewiesen werden soll, auch wenn das Konzertlokal noch nicht feststeht – schliesslich spielt für ein Konzert dieser Art die Akustik des Austragungsortes auch keine grosse Rolle. Gemeinsam laden Silvan Lassauer (The Hollow Man) und Marcel Gschwend (Bit-tuner) nämlich zu einem sogenannten Kopfhörerkonzert, und das kam so: Weil es in dieser Stadt eine Menge Wohnungsmusiker gibt, aber auch eine Menge Nachbarn, Verwaltungen, Haustiere und solche Sachen, kommen immer mehr ebendieser Wohnungsmusiker mit Kopfhörern in Kontakt – und wenig später auf den Geschmack. Oder, ums mit den Worten von Lassauer zu sagen: «Irgendwann lernt man die Vorzüge eines Kopfhörers richtig schätzen: Man kann sich in sein Schneckloch verkriechen, ohne von Nebensächlichkeiten gestört zu werden. Man kann seine Sounds so richtig schön und differenziert hören, die Melodien und Samples ein bisschen im Stereobild von links nach rechts schieben oder Rundum-Sounds programmieren, bis man grün wird im Gesicht. Irgendwann dann verlässt man diese kopfhörerbehütete Welt, um auf irgendeiner Bühne ein Konzert zu spielen und festzustellen: Das tönt irgendwie anders. Deshalb also nun: Kopfhörerkonzerte!» Die Bedienungsanleitung dazu liefert Lassauer gleich mit: Die Besucher (aus technischen Gründen maximal 20 an der Zahl) erhalten einen Kopfhörer und einen Stuhl. Die Lautstärke kann individuell eingestellt werden, Popcorn, Chips und Getränke werden erhältlich sein. Tanzen wird schwierig, das gibt einen Kabelsalat, mitwippen und mit dem Fuss klopfen hingegen ist erlaubt, schliesslich gehts um etwas: Bit-tuner wird u.a. Material aus seiner gerade auf Localform erschienenen CD «Aspects» spielen, «instrumentale Ausfahrten in Landschaften zwischen Dunkelheit und Lichtermeer, zwischen Wach- und Dämmerzustand», wie Philipp Anz im «Tagblatt» schrieb. Lassauer dann wird regressiven Elektropop von seinem «Original Sound-track About The Hollow Man 3» präsentieren, umrahmt von Visuals von «The Blind Eye». **Kaspar Surber**

27. und 28. Mai, irgendwo in der St.Galler Innenstadt. Anmeldung obligatorisch:

www.hollowman.ch/headphones. Bei Bedarf gibts Zusatzkonzerte am 29. und am 30. Mai.



COMEDIA



Katharinengasse 20, CH-9004 St.Gallen, Tel./Fax 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

DIE RICHTIGEN ROMANE. DIE PASSENDEN KRIMIS. DAS GUTE BILDERBUCH

www.comedia-sg.ch mit unseren Buch-, Comic/Manga- und WorldMusic-Tipps
und dem grossen Medienkatalog mit E-Shop!

NEUE MUSIK

REGIONALE MUSIK

KLASSIKER

HÖRBÜCHER

TONART

IM MAI CA. 600 LP'S AB FR. 1.-- / STK.

INFORMATION & INSPIRATION INBEGRIFFEN

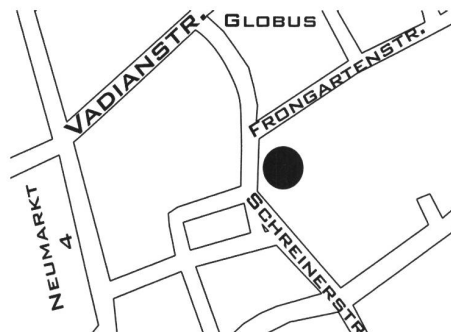
FRONGARTENSTRASSE 15



(EINGANG SCHREINERSTRASSE)

9000 ST. GALLEN

TEL. 071 222 02 23 - E-MAIL MUSIK@TON-ART.BIZ

WWW.TON-ART.BIZ



KunstBrot	Audio	Objekte
	<p>Mach Deinen Computer zur Soundmaschine</p> <ul style="list-style-type: none">- Software (Synth's, Sequenzer...)- Hardware (Soundkarten, Midikeyboards...)- Kurse und Workshops (Cubase, Reason...) <p>Eröffnung am 8. Mai</p> <p>Rosenbergstr. 61, St. Gallen Di-Fr: 10-18.30 Uhr Sa 9-17 Uhr 071 220 17 27 www.kunstbrot.ch</p> 	<p>Individuelle Objekte</p> <p>in Metall und Ton</p> 

TORTOISE.

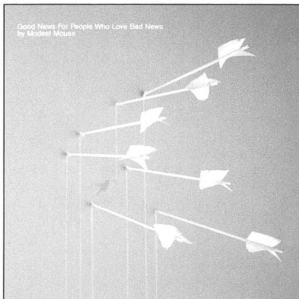
Wieder einmal bestätigt sich die alte Leier, dass man die Erwartungen beim Anhören der lang ersehnten Platte einer Lieblingsgruppe nicht zu hoch schrauben sollte. Schnell kann sich Enttäuschung breit machen, gerade wenn das Warten – wie im vorliegenden Fall – jahrelang dauert. Die schön kitschige Covergestaltung des neuen Tortoise-Albums setzt noch einen drauf: Was darf dieses Mal erwartet werden? Sind die fünf Musiker aus Chicago nun total «abgefahren»? Oder wiederholen sie ihren Klassiker «Millions Now Living Will Never Die» von 1996 in noch verfeinerter Art? Alles ist möglich bei dieser Band, die gemeinhin als Pionier des Post-Rocks gilt. Ihren akuten Hang zum Jazz haben sie auf ihrem letzten Album «Standards» auf die Spitze getrieben. Das war im Winter 2001. Was zuerst auffällt: Die stilistischen Einflüsse haben Tortoise nicht aufgegeben. Dazu gehören neben dem Jazz vor allem Ambient, Dub und Techno (in seiner subtilsten Form). Diese Stilmixtur war denn auch ausschlaggebend, dass Tortoise Mitte der neunziger Jahre von gelangweilten Indie-Hörern als historisch relevante Alternative wahrgenommen wurden. Doch ob dies fast zehn Jahre danach immer noch der Fall ist, bleibt fraglich. Denn das neue Opus «It's All Around You» (RecRec) bestätigt vor allem eins: Neu erfunden haben sich John McEntire, Dan Bitney, John Herndon, Douglas McCombs und Jeff Parker auch auf ihrer fünften Platte nicht. Vielleicht sind das die eingangs erwähnten «zu hohen Erwartungen». Denn inzwischen genieße ich das neue Werk unverkrampft und ohne Bedauern, dass Tortoise auch «gnadenlos intellektuell und unsexy klingen können» (amazon.de). In den besten Momenten erinnert mich «It's All Around You» an ihr wohl unterschätztestes 98-er-Album «TNT». Kommt dazu, dass die Musik der verschrobene Studiotüftler erst mit der Zeit Konturen annimmt, Melodie und Inhalt gewinnt. Wohl das Ergebnis eines von Perfektion, Präzision und Improvisation gleichermaßen beeinflussten Komponierens.

MODEST MOUSE.

Das weisse Papier. Das Hirn ausgebrannt und weit davon entfernt, kluge Sätze zu bauen. Und im Player: das neue Werk von Modest Mouse. Keine gute Ausgangslage! Zeit vor Redaktionsschluss: 24 Stunden. Zu wenig für jede CD, für diese Indie-Band ohnehin. Heavy sind einige der Songs ausgefallen, zuweilen hart an der Schmerzgrenze («Dance Hall», «This Devil's Workday»). Dann aber auch wieder von einer Zartheit, die seelisch aufwühlt. Eine warmerzige Opulenz umspült die Ohren bei der Ode an «Bukowski», «Blame It On The Tetons» und den beiden starken Schlussnummern «One Chance» und «The Good Times Are Killing Me». «This Devil's Workday» klingt, als hätten die Amis ein neues Stück von Tom Waits durch den Vocoder brausen lassen. Danach schweift der Blick wie in Trance aufs filigrane, poesietrunke Albumcover. Endlich, endlich haben die Musiker aus Seattle nach fast vier Jahren ihr Schweigen gebrochen. Noch in bester Erinnerung ist ihr fameses «The Moon & Antarctica», rechtzeitig zum Millennium erschienen. Dazwischen ist bei Modest Mouse trotz interner Umbesetzung künstlerisch nichts in die Brüche gegangen. Keine Spur von einem Burn-out-Syndrom. Nahtlos schliesst «Good News For People Who Love Bad News» (Sony) an den Vorgänger. Emotionale Turbulenzen wie auf einer Achterbahnfahrt beschert die ausdrucksstarke Stimme von Isaac Brocks. Und musikalisch bleibt mal wieder die Frage, wie es diese bescheidenen Mäuse immer wieder hinkriegen, mit der spartanischen Standard-Besetzung Schlagzeug, Gitarre und Bass einen solch monumentalen, vielschichtigen Sound zu fabrizieren.

*«Life handed us a paycheck and we said
«we worked harder than this.»*

Modest Mouse in «Bury Me With It»

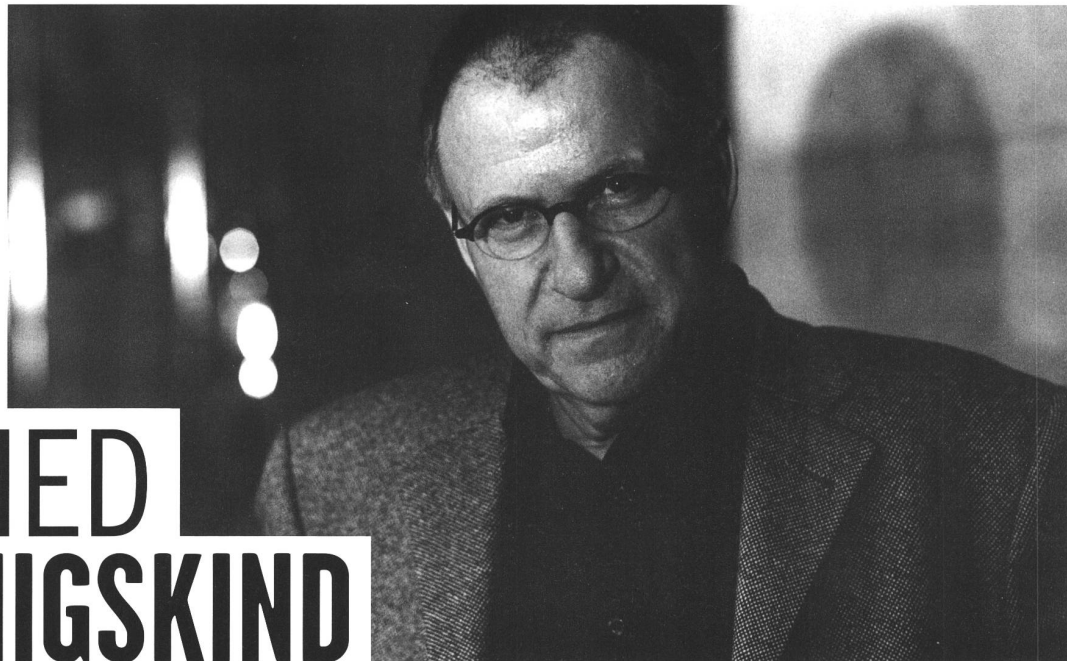
**BONNIE PRINCE BILLY.**

Ehrlich: Dieses Mal hätte der skurrile Existentialist aus Louisville, Kentucky, seinen Stammplatz im Presswerk fast verloren. Wenn nicht die Schweizer Post wie immer vor den Feiertagen versagte. Doch es hat auch sein Gutes, den Fokus auf Bonnie «Prince» Billy brennen zu lassen. Fast schon beängstigend wärs gewesen, wenn es sich bei seinem neuen Album um ein reguläres handeln würde, 14 Monate nach «Master & Everyone». Nein, der Bartli hat sein Frühwerk in der Frühlingsluft abgestaubt, Juwelen aus einer Zeit geputzt, als er sich noch nicht Bonnie «Prince» Billy, sondern Palace Brothers, Palace Songs und Palace Music nannte. Nur dass er bei diesem Kunstgriff ein ansehnliches Instrumentarium auffahren lässt: Streicher, Steel-Guitars, Saxophon, Fiddle, Piano. Ordentliche Musiker gehörten ebenfalls auf die Liste, und seinem Gesang liess er diesmal ohne mutwillige Zerstörung freien Lauf. Nashville-Versionen seiner frühen Song-Meisterwerke sind dabei quasi erstanden, die vor ein paar Jahren noch niemand diesem Schrat zugetraut hätte. Das Ganze nennt der Prophet des Neo-Folks schelmisch schmunzelnd «Bonnie «Prince» Billy Sings Greatest Palace Music» (RecRec). Und so sieht er denn auch aus, auf der Coverrückseite, barbäuchig und mit gefalteten Händen auf seiner Veranda hockend. Ein Künstler, der sich selbst nicht immer bierernst nimmt, dessen Kunst wir aber mit Achtung begegnen sollten. Für meinen Geschmack stört allzu viel Countryeskes den frühen Charme der Palace-Kompositionen. Doch dies ist auch der einzige Wermutstropfen auf einem Album, das ein paar der schönsten Songs aus Billy's elfjähriger Karriere vereint: «You Will Miss Me When I Burn», «I Send My Love To You», «Pushkin» und «I Am A Cinematographer».

SIEBERS FÜNFER-PODESTLI:

- {1} **Grandaddy** The Sophtware Slump (2000)
- {2} **Modest Mouse** Good News For People Who Love Bad News
- {3} **Bonnie «Prince» Billy** Sings Greatest Palace Music
- {4} **Tortoise** It's All Around You
- {5} **Wir siind Helden** Die Reklamation (2003)

René Sieber, Autor und Pop-Freak, liebt das Pendeln mit allen Sinnen und verdient seine Bürli als Bibliothekar und Korrektor.



Ernsthaft, aber mit Wiener Charme: Peter Schweiger. Bild: Franziska Messner-Rast

ABSCHIED ALS KÖNIGSKIND

Mit dem Ende der laufenden Spielzeit verlässt der erfolgreiche Schauspieldirektor Peter Schweiger das Theater St.Gallen. Bevor er in ›Leonce und Lena‹ überraschend in der Hauptrolle auf die Bühne tritt, erklärt er, warum das St.Galler Publikum nicht immer ganz einfach und Georg Büchner weiterhin wichtig ist. **von Rupert Kalkofen**

48

1992 war der Wiener Peter Schweiger nach St.Gallen gekommen und 1965 in die Schweiz. Fast 30 Jahre lang arbeitete er in Baden, Aarau und Zürich, sowohl am Theater wie auch beim Fernsehen, als Drehbuch-Autor, Regisseur und Schauspieler. In St.Gallen wurde er Schauspieldirektor, d.h., er entschied darüber, was gespielt wurde, wer es inszenierte und wer in welcher Rolle auftrat.

Daneben inszenierte er auch selbst, z.B. Kleists ›Zerbrochener Krug‹ und Büchners ›Dantons Tod‹, zuletzt die Uraufführung von Roland Mosers Oper (!) ›Avatar‹ und Friedrich Hebbels ›Nibelungen‹. Wenn er nicht inszenierte, stand er manchmal auch selbst auf der Bühne. 2001 verlieh ihm die Schweizer Gesellschaft für Theaterkultur den Max-Reinhardt-Ring, die höchste Auszeichnung, die die Schweiz auf diesem Gebiet zu vergeben hat. Seinen Vertrag in St.Gallen wollte er aber nicht mehr verlängern, und so endet seine lange und erfolgreiche Intendanz in diesem Sommer mit der auslaufenden Spielzeit.

Konservative Stimmung

Peter Schweiger hat nach über zehn Jahren erfolgreicher Spielplangestaltung und Regiearbeit allen Grund zufrieden zu sein und ist es auch. Was nicht heisst, dass alle Knabenmorgenblütenesszenen des damals Zweifundfünfzigjährigen gereift wären. Er selbst nennt als das, was er nicht entschieden genug versucht habe, die Veränderung der gegebenen kulturellen Rolle des Stadttheaters. Er habe nicht nach der sprichwörtlichen Fabrikhalle gesucht, um mit einer dort stattfindenden Inszenierung neue und junge Leute zu gewinnen. So laufe

das nämlich: Was in der Studio-Bühne des Stadttheaters nur wenig Interesse finde, könne in der Grabenhalle oder in St.Leonhard ein Erfolg sein. Das Publikum wähle insgesamt eher konservativ, die Älteren, Etablierten gingen eben immer ins Stadttheater und nicht in die Grabenhalle, die jungen Wilden hingegen immer in die Grabenhalle und nicht ins Stadttheater, auch wenn da das zeitgenössische Theater inszeniert wird.

Erfolge wie mit dem Musical ›Linie 1‹ und dem Stück ›Ab morgen heisst du Sarah‹ waren in dieser Hinsicht sehr erfreuliche Ausnahmen; auch die ›Vagina-Monologe‹ im Studio fanden viel Interesse, aber vieles andere eben nicht. Z.B. hatte er die ›Tage der freien Truppen‹ ins Leben gerufen, an denen freie Theatertruppen aus der ganzen Schweiz am Stadttheater für ein paar Tage spielten und einmalige Vielfalt boten. Das Unternehmen musste nach dem zweiten Mal aufgegeben werden, weil das Interesse des Publikums zu gering war, und man es (neben dem finanziellen Aspekt) den Schauspielern nicht weiter zumuten mochte, vor 15 Personen zu spielen. Dem St.Galler Theaterpublikum kann er auch keine besonders grosse Neugierde attestieren, keine Lust auf allzu Ungewohntes. Was auch sein Gutes hat. Denn selbst schlechte Kritiken im ›Tagblatt‹, deren Auswirkungen durchaus zu spüren sind, entmündigen dieses Publikum nicht. Im Falle des ›Besuch der alten Dame‹, mit wahrlich vernichtender Kritik, dauerte es 2-3 Vorstellungen, bis es sich herumgesprochen hatte, dass das doch eine gute Inszenierung war, und dann waren die Vorstellungen voll. So findet Peter Schweiger seine eigene

Ernsthaftigkeit vom St.Galler Publikum aufgenommen und verstanden, und er konnte beobachten, wie das Publikum den Schauspielern konzentriert zuhört und differenziert reagiert.

Büchners Bedeutung

Eines hatte er, als er seinen Abschied plante, frühzeitig gewusst: Dass er sich in den letzten drei Jahren jedes Jahr mit einem Stück von Georg Büchner beschäftigen wollte. Warum Büchner? Weil das seiner Meinung nach unter den deutschsprachigen Klassikern derjenige ist, der gedanklich und formal am stärksten wegweisend war. Seine Dramen wurden zu Prototypen für die Dramatik des 20. Jahrhunderts, für das Lehrstück, das Dokumentarstück, für das soziale Stück und für die politikbezogene Komödie.

Gedanklich hat er sowohl die Begeisterung für die Revolution, für eine Ideologie der Befreiung gestaltet, als auch die Einsicht in die reale Begrenztheit dieser Utopie, ohne deswegen die Notwendigkeit einer Veränderung unseres Lebens zu leugnen. In dieser Weise und Intensität hat kein anderer Dramatiker von vor der Mitte des 19. Jahrhunderts (!) auf die Moderne des 20. Jahrhunderts und bis heute gewirkt.

›Leonce und Lena‹, erschienen 1838, ist die Geschichte von zwei jungen Leuten, Königskindern, die miteinander verheiratet werden sollen und das, weil sie sich gar nicht kennen, verständlicherweise nicht wollen. Also nehmen sie Reissaus und begegnen sich auf dieser Flucht voreinander erst recht, verlieben sich in einander, werden unter falschen Namen

mit einander verheiratet, zum Schluss kommt alles raus und endet daher wie geplant und doch gut.

Die Handlung wird in dem Stück tatsächlich so oberflächlich geboten, wie sie hier erzählt wurde. Alle Personen sind stilisiert bis zur Karikatur. Die Verhältnisse in den deutschen Kleinstaaten werden zwar erkennbar dargestellt, zugleich aber in einem Masse überzeichnet, dass man kaum glauben kann, hier werde eine ernsthafte Kritik an einem wichtigen Gegenstand geübt. Das Wichtige muss woanders liegen. Auch in den vielen Wortspielen und komischen Dialogen ist es nicht einfach zu finden, denn sie bewegen sich oft auf Kalauerniveau. Was sich in dieser grossen Distanz zu beinahe jedem ernststen Thema ausspricht, ist tatsächlich eine grosse Distanz zur Welt, zum eigenen Leben, die so weit geht, dass auch der eigene Tod seine Schrecken verliert, nachdem das Leben aufgehört hat, sinnvoll zu sein. Wenn nichts mehr wichtig ist, braucht man nicht mehr geistreich darüber zu urteilen, dann kann man nur noch schlechte Witze, eben Kalauer, darüber machen, aus denen manchmal freilich doch beeindruckende Bilder der Trauer und Entfremdung werden.

Gegenbesetzung als Kunstgriff

Soviel Weltekel und Todessehnsucht ist aus dem Munde der beiden blutjungen Helden nicht immer überzeugend, was sicherlich ein Grundproblem des Stückes ist. Die Inszenierung von Gian Manuel Rau, der von Peter Schweiger dazu eingeladen wurde, arbeitet nun mit dem Kunstgriff einer Gegenbesetzung der beiden Hauptrollen: Die jungen Königskinder werden wider alles Erwarten, weil gegen den Text, von zwei alten Schauspielern dargestellt. Peter Schweiger spielt den Leonce, Renate Heuser spielt die Lena. Da fragt man sich, welches Alter im Stück ihre Eltern haben werden (das bleibt abzuwarten). Aus dieser Konstellation wird die Inszenierung einen Teil ihrer Wirkung ziehen. Die (ebenfalls gegen den Text eingeführte) Verwendung von Liedern wird ein Übriges tun.

In Büchners Text fragt Leonce am Ende des Stückes: «Wollen wir ein Theater bauen?», aber seine Lena schüttelt den Kopf und auch Peter Schweiger wird das nicht wirklich wollen. Das hat er nämlich schon getan. Mehr als einmal.

Leonce und Lena: 13. (Premiere), 14. und 28. Mai, je 20 Uhr, Theater St.Gallen

«Ein Intendant packt ...»: Abschiedssoirée für Peter Schweiger

23. Mai, 20 Uhr, Theater St.Gallen > Mit Minidramen und Miniopern für den abtretenden Schauspielregisseur von Thomas Hürlimann, Alfons Zwicker, Matthias Zschokke, Lukas B. Suter, Roland Moser, Ilma Rakusa, Felix Kauf, Peter Jost und Franz Hohler. Eintritt frei, unentgeltliche Zählkarten sind an der Kasse des Theaters erhältlich.

Auf Ende der laufenden Saison hat Kurt Schwarz seinen Rücktritt als Leiter der Kellerbühne angekündigt – nun setzt er im Mai (und später im Juni mit Kafkas «Bericht für eine Akademie») zum fulminanten Schlusspurt an:

BILBAO BLUES. Nach dem letztjährigen Stück «Chancen und Chansons» kehrt der St.Galler Autor Paul Rauber mit einer neuerlichen theatralisch-musikalischen Mélange in die Kellerbühne zurück. Darin sitzt die Sängerin Bill (Isabelle Rechsteiner) in der Bilbao-Bar, schaut ins Glas und erzählt Geschichten – von der Zeit, in der sich Kurt Weill mit Bert Brecht traf, vom Glück, in den Achtzigern einen Puch Maxi zu fahren und vom Hip-Hopper Cappu, der so verliebt sein möchte wie Don Quijote. Begleitet in ihrem Blues wird Bill von den drei Musikern Peter Nussbaumer, Lucius Widmer und Martin Flüge. (ks.)

Kellerbühne St.Gallen, 5.-8. Mai, je 20.15 Uhr

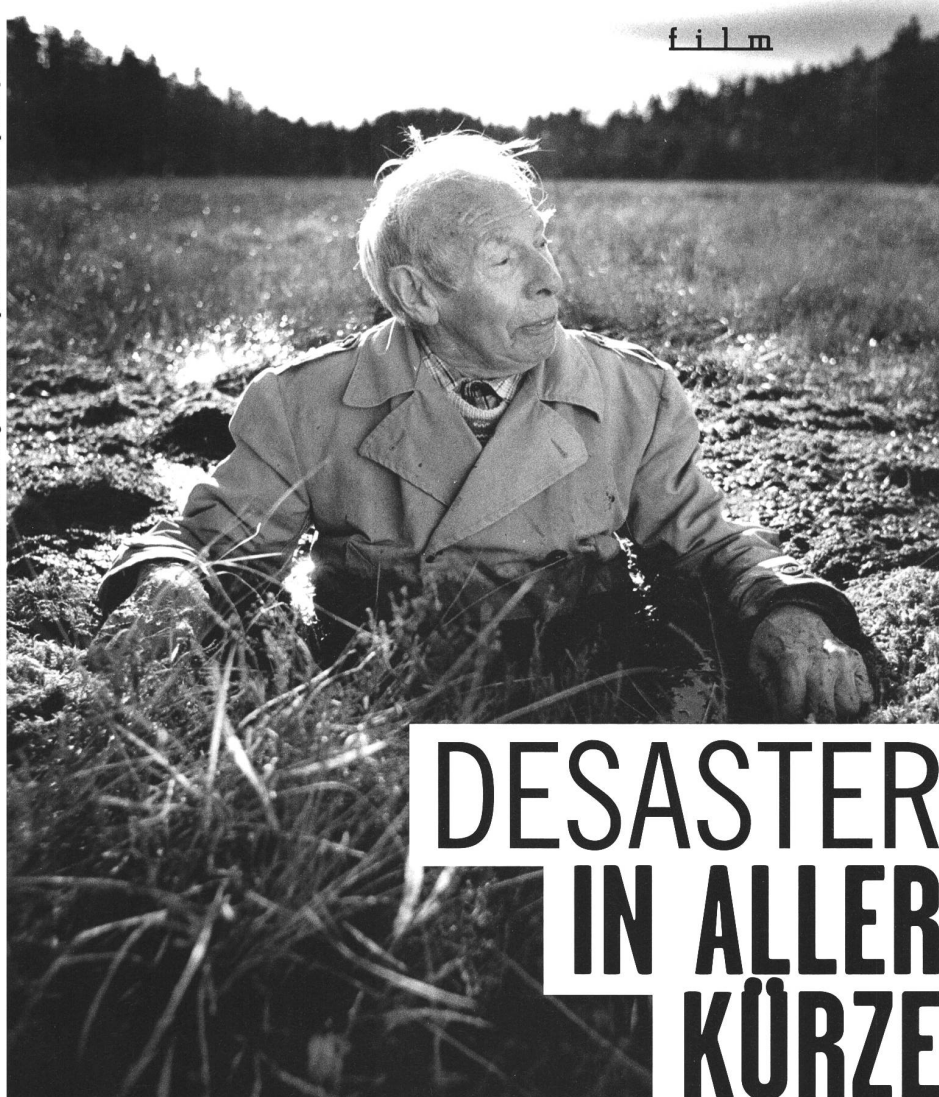
JOACHIM RITTMAYER. «Niemand ist berechtigt, so zu tun, als kenne er mich.» In Anlehnung an dieses Zitat von Robert Walser hat Joachim Rittmeyer in den letzten 30 Jahren mit Schriftdeutschgesprochenem, Tiefschürfendem und Verschachteltem immer wieder die Grenzen des Kabarett ausgetestet. Selten war Rittmeyer da, wo der Boden stabil und der Applaus auf sicher ist, weit mehr fühlte sich er von fragilen Tragflächen angezogen, die das Bodenlose versprechen. Zwei Wochen lang erzählt Joachim Rittmeyer nun in seiner Heimatstadt aus seinem Leben als Besitzer des Kopierladens «Copy Cabana»: Aus Anlass der Schliessung des stadtbekannten Geschäfts laden die Kunden zu einem Kehrausabend ins Theater ein. Auch der gestrandete Besitzer erscheint, mit einem Koffer voller Schriftstücke, die sich im Lauf der Jahre angesammelt haben: Geburts- und Todesanzeigen, Flugblätter, Liebesbriefe und Plakate – die scheinbar harmlose Welt der Billigdrucke wird zur willkommenen Einladung, in die Abgründe des Alltags hinabzusteigen. (ks.)

Kellerbühne St.Gallen, 12.-15. und 19.-22. Mai, je 20.15 Uhr

STAHLBERGERHEUSS. Vor einem Jahr traten sie im Winkler Quimby-Huus erstmals gemeinsam auf – nach Konzerten im Variété Cosmos und am Humorfestival Arosa haben sich Maschinenmechaniker Heuss und Wortschmied Stahlberger endgültig gefunden: Mit fliegenden Klarinetten und Nähmaschinengetriebenen Gitarren stapfen die beiden durch die Vorgärten der Grillierer und Aquarellierer, begegnen erst einem scheuen Reh und dann der Miss Schweiz, ehe unten am Fluss alles gut wird: «Jede Scheiss isch ä Chance», sagt Stahlberger, Heuss schnallt sich das Tamburin um den Bauch und stimmt auf seine Art und Weise zu: «Sit down by the river and be happy, make a fire in the nature ...». (ks.)

Kellerbühne St.Gallen, 25. bis 29. Mai, je 20.15 Uhr





DESASTER IN ALLER KÜRZE

Die Kurzfilmnacht tourt durch die Schweiz und gastiert Mitte Monat im Kino Palace, im Gepäck Filme aus Singapur, Ungarn und Skandinavien. Doch wie stehts um den Ostschweizer Kurzfilm? von Noëmi Landolt

Acht Senioren versinken im Sumpf, Staplerfahrer Klaus richtet auf der Baustelle ein Blutbad an, ein Micro-Wolf frisst maximal, ein Arzt nimmt versehentlich das Organ eines Patienten mit nach Hause und das alles in einer Nacht, der langen Nacht der kurzen Filme. Die Kurzfilmnacht ist wieder auf Tour und macht am 14. Mai Halt im Kino Palace.

Norwegische Propagandafilme

26 Kurzfilme aus elf Ländern zu drei Programmen zusammengestellt sollen über die Leinwand flimmern: Die internationalen Kurzfilmtage Winterthur präsentieren in einem «Best of» die Preisträger 2003. «Shit Happens!», der Name der Comedy-Compilation ist Programm; zwölf Kurzfilme lassen alltägliche und romantische Situationen zum absoluten Desaster ausarten. So auch der erwähnte «Staplerfahrer Klaus – Der erste Arbeitstag» (Deutschland 2001): Getarnt als harmloser Schulungsfilm entwickelt er sich

in seinen zehn Minuten zum veritablen Splatter. Die umstrittene Persiflage auf den klassischen Arbeitssicherheitsfilm erhielt unter anderem den Preis der deutschen Filmkritik 2002. Mit dabei sind auch zwei für den Oscar nominierte Kurzfilme: «J'attendrai le suivant» (Frankreich 2002) und «Faits d'Hiver» (Belgien 2001).

Dritter und zugleich letzter Programmpunkt bildet der norwegische Episodenfilm «Utopia – Nobody's Perfect in the Perfect Country». Neun Regisseure, eine Rahmenhandlung, acht Kurzfilme, die auch für sich alleine stehen können. Die Regisseure liessen sich von der Propaganda der grossen Parteien Norwegens inspirieren und widmeten jeder Partei einen Kurzfilm. Die Geschichten spielen sich alle am Vorabend der Wahlen rund um Lasses Tankstelle ab. In Norwegen, wo Parteien noch Namen tragen wie Rote Wahlallianz, wo die CVP Kristelig folkeparti genannt wird, wo alte Männer in Pyjamas Pannenhel-

fer spielen (Film für die Liberale Grüne Partei), Kühe Handys von Regisseurinnen fressen (Bauernpartei) und ertrinkende Rentner die Internationale singen (Arbeiterpartei) – Norwegen muss ein wunderbares Land sein.

Trickfilme unterm freien Himmel

Norwegen schickt seine Kurzfilme also nach St.Gallen. Doch wohin gehen St.Gallens Kurzfilme(nde)? «Die meisten leider nach Zürich», sagen Sandra Meier und Franco Carrer vom Kinok. «Man merkt eben schon, dass es in der Region keine Filmschule gibt.» Filmschaffende sind also gezwungen abzuwandern, um sich weiterzubilden und weiterzuwirken. Dennoch oder besser gesagt genau deswegen führt das Kinok im Zweijahresrhythmus eine «Werkschau Ostschweizer Kurzfilme» durch. Die Werkschau war ursprünglich als jährliche Veranstaltung geplant, doch sei einfach nicht genügend Material vorhanden, um jedes Jahr ein abendfüllendes Programm zusammenstellen zu können.

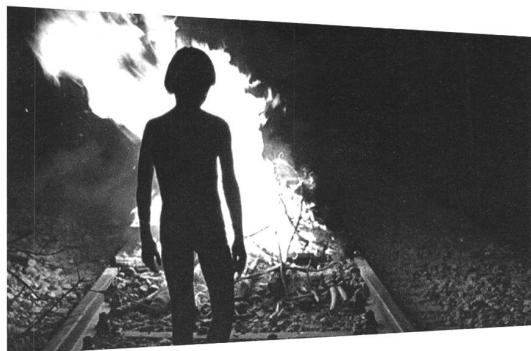
Etwas anders klingt es aus den Reihen der Trickfilmer. Sequenzler Sascha Tittmann ist selbst auch schon einmal abgewandert, nach Warschau. Er ist aber wieder zurückgekommen, im Koffer einen zweiminütigen Trickfilm. Ein Trickfilm, der gerne vorgeführt werden wollte, jedoch ohne den kritischen Augen einer Jury ausgesetzt zu sein. «Ich dachte mir, es müsse doch noch andere Trickfilmer geben, die ihre Arbeiten frei von jedem Wettbewerbsdruck zeigen wollen», erinnert sich Tittmann. So entstand die Idee zur ersten Trickfilmsoirée, zu der sich später die Idee eines Magazins für sequenzielle Grafik gesellen sollte. Innerhalb eines Monats sammelten sich 90 Trickfilmminuten aus dem Raum St.Gallen an. Genug, eine erste Trickfilmsoirée zu bestreiten, die auch gleich 200 Besucher zur Frohegg lockte. «Wir zeigen alles an der Trickfilmsoirée. Die Filme müssen für einmal keinen Qualitätsansprüchen genügen und dürfen auch einfach nur lustig sein.» Ein Geheimrezept, das auch dem Sequenzheft zum Erfolg verhalf.

Mittlerweile ist bereits die dritte Trickfilmnacht in Planung. Diesen Sommer soll sie stattfinden, openair, wo, wird noch geheim gehalten. Wird auch diese ein Erfolg, schwebt den Sequenzlern ein «Best of ...» aus den drei Nächten vor, verrät Sascha Tittmann. «Bis jetzt ist das erst so eine Idee. Jedenfalls wollen wir die Leute ermutigen weiterhin Trickfilme zu machen ... auch just for fun.»

Kurzfilmnacht: Freitag, 14. Mai, 20.15 Uhr, Kino Palace

Genaue Programmauskünfte: www.shortfilm.ch/kurzfilmnacht

Trickfilm-Soirée: Ermutigte können ihre Trickfilme bis 19. Juli einsenden an: Verein zur Förderung sequenzieller Grafik, Mühlensteig 9, 9000 St.Gallen. Weitere Infos: www.sequenz.net



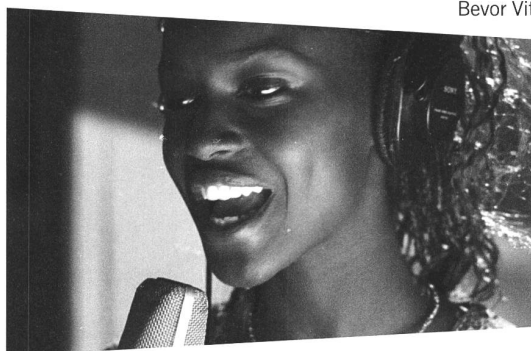
LE TEMPS DU LOUP. Die «Wolfszeit» ist einer alten germanischen Sage zufolge die Zeit unmittelbar vor der Apokalypse. Der österreichische Regisseur Michael Haneke erzählt in seinem neuesten Film eine Apokalypse, die so realistisch und unspektakulär wie eindringlich ist: Anne und ihre Familie fliehen vor einer nicht näher benannten Katastrophe in ihr Ferienhaus. Dort angekommen müssen sie feststellen, dass es von Fremden besetzt ist. Der Vater wird von den Eindringlingen erschossen, Anne und die Kinder ihrer Vorräte beraubt und fortgejagt. Diese schockierende Konfrontation ist nur der Beginn eines schmerzlichen Lernprozesses: Was als Geschichte einer Familie beginnt, entwickelt sich zur kollektiven Tragödie. Haneke gehört zu den umstrittensten, aber auch konsequentesten zeitgenössischen Regisseuren. Wie kein zweiter versteht er es, harmlosen Alltag unvermittelt in eine Extremsituation kippen zu lassen. Filme wie «Funny Games» oder «Die Klavierspielerin» brachten ihm den Ruf ein, ein schonungsloser Chronist von Gewalt und Gefühlskälte zu sein. Kompromisslos ist auch sein neuester Film. «Le temps du loup» ist ein stiller Horrorfilm, eine beklemmende, formal wie inhaltlich bestechende Abhandlung über Menschen im Ausnahmezustand, ein eindrückliches Lehrstück über die menschliche Psyche, nachdem alle sozialen Verbindlichkeiten zusammengebrochen sind. Obwohl die Zeit der Wölfe angebrochen ist, keimen da und dort Nächstenliebe und Solidarität auf. So geht «Le temps du loup» nicht zuletzt der Frage nach, was Menschlichkeit ist – und liefert die Antwort in seiner versöhnlichen Schlusseinstellung gleich selbst. Hanekes so eindrucksvoller wie provokativer Film wird von einem hervorragenden Ensemble mit Isabelle Huppert, Patrice Chéreau und Béatrice Dalle getragen. **[sm.]**

«Le temps du loup» läuft vom 7. bis 26. Mai im **Kinok**. Genaue Spieldaten siehe Kalender.



AU SUD DES NUAGES. Das unterhaltsame Railmovie beginnt in einem Walliser Dorf, dort, wo die Kühe noch das Mass aller Dinge sind. Schweigsam und eigenbrötlerisch sind die fünf Freunde aus dem Wallis. Sie kümmern sich um ihr Land und ihr Vieh, gehen zusammen auf die Jagd und fühlen sich nirgends wohler als zu Hause. Als die Jagdkasse voll ist, brechen sie – so ist es bei ihnen Sitte – zu einer Reise auf. Diesmal soll es nach Peking gehen. Die fünf stellen sich die Reise in der Transsibirischen Eisenbahn bei einem Glas Selbstgebrannten äusserst gemütlich vor, doch der erste schafft es gerade mal bis zum Postauto. Nur einer, der Bauer Adrien, hält durch. Bis er in Peking ankommt, ist aus der äusseren Reise längst eine innere geworden. Adrien findet in der chinesischen Provinz unverhofft ein Stück Heimat, als er staunend feststellt, dass auch die Chinesen Büffelnkämpfe durchführen, die ihn an die Walliser Kuhkämpfe erinnern. «Au sud des nuages» ist ein kraftvolles, poetisches und amüsantes Statement gegen die persönliche und politische Vereinsamung: Erst der Blick über die Landesgrenzen ermöglicht es dem Protagonisten, sein Glück zu finden. Für sein neuestes Werk wurde der welsche Regisseur Jean-François Amiguet mit dem Zürcher Filmpreis ausgezeichnet. «Selten hat ein Schweizer Film Befindlichkeiten so leise, herb poetisch gezeichnet und sich trotz Wortkargheit als so berechtigt erwiesen», schreibt das Filmbulletin. **[sm.]**

«Au sud des nuages» läuft vom 1. bis 19. Mai im **Kinok**. Genaue Spieldaten siehe Kalender.



NHA FALA

Eine Frau, die singt, muss sterben – so will es eine Familienlegende auf den Kapverdischen Inseln. Bevor Vita zum Studium ins Ausland aufbricht, verspricht sie ihrer Mutter, der Familientradition zu gehorchen und nie zu singen. Als sie in Paris dem Musiker Pierre begegnet und er von ihrer Stimme begeistert ist, bricht Vita dieses Versprechen und nimmt eine Platte auf. Diese wird umgehend zum Hit, so dass Vita befürchtet, dass ihre Mutter davon erfahren werde. Sie beschliesst, nach Hause zurückzukehren – um dort zu sterben. Mit Pierres Hilfe inszeniert sie den eigenen Tod und ihre Auferstehung. «Was tun, wenn dich jemand am Vorwärtkommen hindert?», fragt Regisseur Flora Gomes in seinem neuesten Film. «Versuchs trotzdem!» geben die Worte des Schlussliedes zur Antwort. Gomez inszeniert die Geschichte der Selbstfindung und Selbstbehauptung einer jungen Frau als Musical, und er tut dies in grosser Farbenpracht und mit viel Schalk und Witz: locker, heiter und voller Musik, die von keinem geringeren als Manu Dibango stammt. **[sm.]**

«Nha Fala» läuft vom 6. bis 16. Mai im **Kinok**. Genaue Spieldaten siehe Kalender.



Coverausschnitt

Yanick Lahens zeichnet in ihrem ersten ins Deutsche übersetzten Roman ein starkes Frauenportrait. Der Kampf einer jungen Haitianerin um ihren eigenen Weg ist zugleich Metapher für die Suche der karibischen Bevölkerung nach einer eigenständigen kulturellen Identität. Am 2. Juni liest Lahens in der Buchhandlung Comedia. von Daniel Fuchs

52

Eben noch tanzt sie mit ihrer Mutter zu einem mitreissenden Ragtimestück durchs Wohnzimmer, dann wechselt sie plötzlich den Rhythmus und tanzt Voodoo, bis der Vater sie wütend ohrfeigt: Alice Bienaimé ist die wohlbehütete Tochter einer haitianischen Familie, die sich seit der Sklavenbefreiung 1804 von Generation zu Generation zum Mittelstand hochgearbeitet hat, als Vorbild immer die Kultur und den Gott der Weissen vor Augen. Auch Alice soll dank einer guten Bildung und vielleicht gar einer Heirat mit einem Weissen sozial weiter aufsteigen. Aber die Zeiten ändern sich: Nicht mehr alle sind bereit, die eigenen kulturellen Wurzeln zu verleugnen. Trotz Strafen lebt die Kultur der afrikanischen Ahnen, die als Sklaven nach Haiti kamen, im Verborgenen weiter. Auch Alice will sich diesem Einfluss nicht entziehen.

Im Haus des Vaters

Der hohe Anteil schreibender Frauen aus dem karibischen Raum ist wohl schon sprichwörtlich. Mit der nun zu entdeckenden neuen Stimme der haitianischen Autorin Yanick Lahens ist den schon bekannten Schriftstellerinnen eine neue, starke und frische Stimme beizufügen. Lahens, geboren in Port-au-Prince, studierte Literaturwissenschaft in Paris. Heute unterrichtet sie an der École Normale Supérieure in Port-au-Prince und arbeitet für

Radio und Printmedien. Zur Belletristik fand sie, wie sie selbst sagt, spät. Seit 1994 erschienen mehrere Bände mit Erzählungen. 2002 wurde man erstmals in Europa auf die Autorin aufmerksam, sie wurde mit dem an schreibende Frauen aus Entwicklungsländern zu vergebenden «LiBeraturpreis» ausgezeichnet. «Tanz der Ahnen» ist ihr erster Roman und zugleich auch ihre erste Übersetzung ins Deutsche.

In dem Roman zeichnet Lahens ein feinfühliges Bild der heranwachsenden Alice, die im traditionellen Tanz ihre kulturelle Identität findet. Einprägsame Bilder – Rückblenden in die Kindheit und Jugend Alices, aus der Sicht von heute – bringen die alltäglichen Widersprüche eines Volkes, das vom Grenzgang zwischen französischer und afrokaribischer Kultur geprägt ist, mit grosser Plastizität zum Ausdruck. Ausserdem ist das Buch auch die Geschichte einer weiblichen Identitätsfindung. Alice verabschiedet sich im Verlaufe mehr und mehr von den ihr aufgezwungenen Regeln des «Vaterhauses» (frz. Originaltitel: «Dans la maison du père»). Sie, die in gesicherten bürgerlichen und in einer von der französischen «Leitkultur» geprägten Welt aufwächst, bricht mit der strengen, kolonial geprägten Welt. Dass die Einengung, gerade für Frauen aus der bürgerlichen Mittelschicht, besonders ausgeprägt sei, ist eine Ansicht, die die Autorin explizit vertritt.

Rückkehr nach Haiti

Über Haiti zu schreiben heisst auch: Haiti ernst nehmen als das Land, das die französische Revolution ernst nahm und an ihr scheiterte und zur Metapher wurde für das vergessene Scheitern (... bis hin zu den Nachrichten, die uns in den letzten Wochen erreichten!). Die Handlung des Romans setzt 1934 ein, nach dem die damalige amerikanische Okkupation beendet wurde. Lahens integriert hiermit eine Schlüsselphase der haitianischen Geschichte in ihr Buch, in der sich die Frage nach der eigenen Identität auf extreme Art stellte: Das durch den dominikanischen Diktator Trujillo veranlasste Massaker an den Haitianern in Santo Domingo; 20 000 Tote. Sie setzt bei diesen Ereignissen an und beschreibt in der Folge die Zeit, die 1946 in die Kampagne gegen den Aberglauben mündete. In ihrem vielschichtigen Roman zeichnet Yanick Lahens ein eindrückliches Portrait der Befindlichkeit einer Nation, die vor 200 Jahren von der Sklaverei befreit wurde und dennoch nicht in Freiheit lebt.

Lahens nimmt ihre Aufgabe spürbar ernst. Die Intention, erzählend auf den Boden der eigenen Kultur zu kommen, verleihen dem Roman diesen unvergleichlichen Charakter. Yanick Lahens tut das mit einer ausgeprägten Rückbesinnung auf die afrikanischen Elemente und auf die Strukturen der kreolischen Kultur und Sprache. Sie arbeitet in gewissem Sinne auch dem latenten Rassismus, der Ablehnung der afrikanischen Wurzeln, entgegen. Insbesondere dem Tanz ist in dem Buch eine leitmotivische Funktion zugeschrieben. Der traditionelle haitianische Tanz, mit vielen Verboten und Vorurteilen verknüpft, weil gerade er direkt auf die afrikanische Herkunft verweist, wird hier zum elementaren Raum der Befreiung. Lahens hält diese Hinwendung zu den Traditionen auch für gesellschaftlich befreiend.

«Haiti, das ist ein ganz besonderes Land, sehr schwierig und sehr spannend. – Es gibt Menschen, die ins Exil gehen, weil sie keine Wahl haben. Das gilt für viele Schriftsteller, die nach Kanada, nach New York oder Miami oder nach Frankreich gegangen sind. Ich bin nach Haiti zurückgekehrt, und ich habe es nicht bereut», sagte die Autorin in einem Interview.

AfriKaribik-Lesung (mit Übersetzung): Mittwoch, 2. Juni, 20 Uhr. Buchhandlung Comedia, Katharinengasse 20, St. Gallen

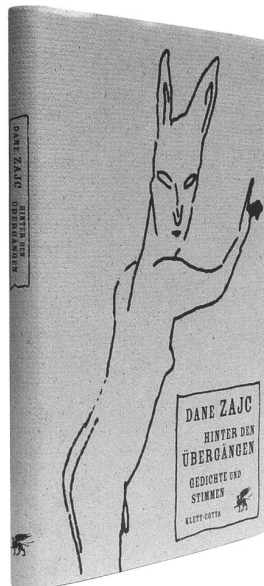
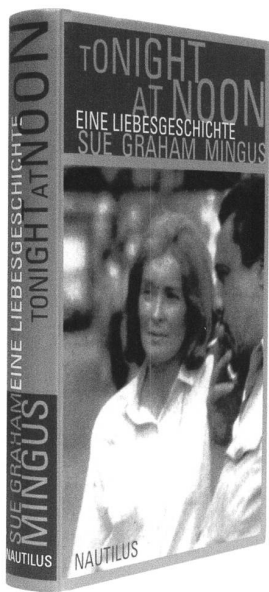
Tanz der Ahnen von Yanick Lahens ist im Rotpunktverlag erschienen.

HOLLYWOOD-PRINZIP. Grosse Literatur ist er nicht, aber sehr gute doch, und spannend im hohen Masse: der Roman «Der Schatten des Windes» von Carlos Ruiz Zafon. Der zehnjährige Daniel, Sohn eines Buchhändlers, findet auf dem geheimnisvollen «Friedhof der Vergessenen Bücher» ein Buch mit dem Titel von Zafons Roman, ursprünglich verfasst von einem gewissen Julian Carax. Nun beginnt seine Suche nach dem Autor, die mehrere Jahre dauert, und damit eine verwirrende Reise durch Labyrinth, Liebschaften, Hass, Geschichten und Geschichte (diejenige der düsteren Francozeit). Ein Kritiker hat Zafon vorgehalten, er habe sich dem Hollywood-Prinzip verschrieben. Das mag sein, aber dieses Buch ist dennoch ein Leseabenteuer; ein wahrer Schmöcker.

Carlos Ruiz Zafon, «Der Schatten des Windes», Insel Verlag, 2003

ABENTEUERLEBEN. Charles Mingus (1922-1979), Jazzbassist, Bandleader, Komponist, Schriftsteller, Poet und politischer Aktivist, war eine jener Figuren, auf die der Begriff «bigger than life» voll zutrifft. Er schlug einem seiner Mitmusiker zwei Zähne aus, kassierte mit vorgehaltenem Revolver seine Tantiemen ein, hurte in Mexiko herum, schrieb mit «Beneath the Underdog» ein pornografisches, von vielen deswegen abgelehntes Meisterwerk, das Henry Miller in nichts nachstand, und wurde schliesslich von einer unheilbaren Krankheit niedergestreckt. Etwa 1964 begann eine andere Geschichte, die seiner oft stürmischen und nie einfachen Liebe zu Sue Graham Mingus. Sie ertrug seine dreifach gespaltene Persönlichkeit – so sah sich Mingus selbst – nicht nur, sie setzte seiner Masslosigkeit eine starke Persönlichkeit entgegen. Rund die Hälfte ihrer Hommage und Erinnerungen «Tonight At Noon» gehört dem qualvollen und langsamen Sterben des Jazzgiganten. Das Schöne an diesem ergreifenden und erschütternden Buch ist, dass die Autorin das Leiden und Sterben von Mingus in Literatur verwandelt und dass sie sich, ohne es in den Vordergrund zu stellen, selbst porträtiert – als eine grossartige Frau.

Sue Graham Mingus, «Tonight At Noon» – Eine Liebesgeschichte, Edition Nautilus, 2003. (Englisch: Da Capo Press, Paperback, 2002). Charles Mingus, «Beneath the Underdog», Edition Nautilus



GESUNGENE GEDICHTE. 74 ist er, und eine Entdeckung, der slowenische Dichter Dane Zajc, gesprochen Danu Saiz. Hinter seinen Gedichten, die jetzt in einer Auswahl auch auf Deutsch vorliegen, steht erlebtes Leben: die Zeit der Partisanen und der Tod von zwei seiner Brüder, Nazi-besetzung, das Abfackeln des elterlichen Hofes, später die Schwierigkeiten mit den Kommunisten (40 Jahre lang taucht Zajc als Jugendbuch-Bibliothekar unter), ein Selbstmordversuch, eigene Familie und – trotz allem – eine stetige literarische Produktion von Dramen, Kinderbüchern und Lyrik. Zajc schreibt in einer erdigen Sprache, fernab von jeder Süßlichkeit, hier ist ein Genie am Werk. Dem Buch ist eine CD beigegeben, die für sich allein schon ein Ereignis ist. Zu hören ist Zajc selber, der zehn seiner Gedichte vorträgt, fast ohne Emotionen, mit leiser Stimme. Dann ertönt ein Akkordeon, dunkel, manchmal aufschreiend, meisterlich gespielt von Janez Skof, der im Wechsel mit dem Dichter auch weitere zehn seiner Gedichte singt. Alle zwanzig Gedichte der CD sind im Anhang zweisprachig abgedruckt, so dass es leicht fällt, sich der Melodie des Slowenischen hinzugeben. Und dazu Worte wie diese zu lesen: «Für alles wirst du bezahlen./ Am meisten für deine Geburt./ Ein Schwarm höhnischer Vögel verfolgt dich dein Leben lang./ In der Stunde Ruhe/ und in der Stunde Ruhelos/ senkt er sich auf deine Brust./ Und fordert seinen Lohn./ Und du wirst ihn zahlen und zahlen./ Doch die Erlösung bleibt aus./ Denn Vergebung ist nirgends./ Nirgends Erlösung./ In dir birgst du keinen Wert,/ um damit zu bezahlen./ Und bist selbst Entgelt für alles.»

Dane Zajc, «Hinter den Übergängen», Gedichte und Stimmen, mit CD, Klett-Cotta, 2003

SCHATTENREISE ZUM SELBST. Anzuzeigen ist die Entdeckung eines Meisterwerkes der ungarischen Literatur des 20. Jahrhunderts: «Reise im Mondlicht» von Antal Szerb, 1901 geboren und 1945 im KZ Balf umgebracht worden. Wem, wenn nicht einem Genie, würde es einfallen, Mihály, dem Held seiner Geschichte, seine Frau auf der Hochzeitsreise in Italien verloren gehen zu lassen. Ab hier beginnt eine ganz andere Reise, eine Schattenreise zum Selbst. Spannung, Humor, Symbolik, alles ist in diesem Buch drin. In einem kurzen Nachwort skizziert Peter Esterhazy den Autor und stellt richtig fest, dies sei die Art Roman, in dem jeder seinen Liebingssatz habe. Hier ist einer, genauer ein Gedanke in drei Sätzen: «Es ist ein so wunderschöner Abend. Und alle Italiener sind auf der Strasse, und alle haben sechs Kinder, mit phantastischen Namen wie Emerita und Assunta. Und es gibt welche, die sind ganz klein und heissen schon Annunziata.»

Antal Szerb, «Reise im Mondlicht», dtv-Premium

Unter Literatour schreiben drei Leserinnen und Leser je viermal pro Jahr über das von Ihnen Ausgelesene. Die nächste Literatour leitet Florian Vetsch.



54 Streiken ist nicht nur was für die Alten: Bauarbeiter am 4. November 02 in Rorschach. Bild Daniel Ammann

Paul Rechsteiner, Präsident des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes, spricht über die Wiederaneignung eines Rechts – und einer Geschichte:

Nach Diskussionen zum WEF, zum Leben und zum Widerstand sowie zur Hoffnungsphilosophie widmet sich der letzte Abend der Saiten-Reihe «Wer macht eigentlich Widerstand?» dem Streik und damit der erstarkten Rolle der Gewerkschaften. Hier erneut ein Vorab-Text.

Streik heisst kollektive Verweigerung der Arbeitsleistung – zur Abwehr von Verschlechterungen, zur Beseitigung von Missständen oder für Verbesserungen, die sonst nicht zu erreichen wären. Der Streik ist das Gegenstück zur wirtschaftlichen Macht des Kapitals. Er ist ein friedliches Kampfmittel, aber ein Kampfmittel mit enormer emotionaler und sozialer Wirkung, für die Beteiligten wie für die ganze Gesellschaft. Das Recht auf Streik gehört zu den fundamentalen Arbeitsrechten und als Ausfluss des Rechts, sich gewerkschaftlich zu organisieren, zu den weltweit verbindlichen Kernarbeitsnormen, die Teil des Fundaments demokratischer Länder sind. Noch nicht fünf Jahre ist es her, seit es den Gewerkschaften gelungen ist, das Streikrecht als Grundrecht in der neuen Schweizer Bundesverfassung zu verankern.

Schreckbild

Ganzen Generationen wurde eingetrichtert, dass die Schweiz das Land des Arbeitsfriedens sei und der Streik gewissermassen etwas

Unschweizerisches, eventuell gar Verbotenes, jedenfalls etwas Verpöhtes. Eine besonders starke Verbreitung fand der Irrglaube in der Ostschweiz. Hier war der Streik nicht nur für das Bürgertum ein Schrecken, sondern auch für die christlichen Gewerkschaften des Teufels, nachdem die Bischöfe den Streik als Verstoß gegen die sogenannte Gehorsamspflicht gebrandmarkt hatten. Ab den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts wurde der Streik auch bei den freien oder roten Gewerkschaften als Folge des sogenannten Friedensabkommens in der Maschinen- und Metallindustrie zunehmend vergessen oder verdrängt – Fortschritte bei den Arbeits- und Lebensbedingungen kamen in diesen Jahrzehnten ohne Streiks zustande.

In der Phase des Neoliberalismus, für die Schweiz spätestens seit den neunziger Jahren, hat sich das fundamental geändert. Die Arbeitsbedingungen und der Sozialstaat werden systematisch unter Druck gesetzt, zugunsten von besseren Verwertungsbedingungen für das Kapital und zum Nachteil der Beschäftig-

ten. Die zunehmende Vereinzelung, das überhandnehmende Konkurrenzdenken («Jeder gegen Jeden»), die Drohung der Arbeitslosigkeit und überhaupt eine systematische Politik der Verunsicherung sorgen dafür, dass viele den Eindruck haben, der unsozialen Entwicklung nichts Wirksames entgegensetzen zu können.

Geschichtsbewusstsein

Gerade in dieser kritischen Phase zeigt es sich von Neuem, dass das gewerkschaftliche Grundprinzip, nämlich der Zusammenschluss der Beschäftigten als Gegenstück zum Spiel «Jeder gegen Jeden» auch heute funktioniert. Dies gilt auch für das Kampfmittel des Streiks. Bei einer politisch und wirtschaftlich schwierigen Ausgangslage gelang es den Bauarbeitern vor kurzem, das Rentenalter 60 zu erkämpfen. Ohne Warnstreik hätten die St.Galler Buschauffeure wohl nicht erreicht, dass ihr Widerstand gegen die Verschlechterung der Einsatzpläne endlich ernst genommen worden wäre. Und ohne Protestversammlung bei abgestellten Maschinen während der Arbeitszeit wäre den Textildruckern bei Heberlein in Wattwil kein anständiger Sozialplan zugestanden worden.

Das Thema Streik zeigt auch, wie wichtig ein lebendiges Bewusstsein der Vergangenheit für die Praxis der Gegenwart und der Zukunft ist. 1997 führte der Kantonale Gewerkschaftsbund anhand von Praxiserfahrungen einen Streikkurs durch. 1998 erinnerte er in einer Publikation daran, dass der Generalstreik vom November 1918 – das wichtigste innenpolitische Ereignis der Schweiz im 20. Jahrhundert, das gewissermassen das soziale Programm für die nächsten Jahrzehnte schrieb – auch im Kanton St.Gallen eine starke Resonanz gefunden hatte. Inzwischen verschweigt auch die St.Galler Kantongeschichte die Streiks der Ostschweiz nicht mehr: Den grossen Appreturarbeiterstreik von 1871, die Streiks beim Bau der Eisenbahntunnels, den Rorschacher Giessereistreik, die Streiks der Bauarbeiter und der Fädlerinnen oder den grossen Feldmühlstreik von 1946 – den grössten Arbeitskonflikt der Schweiz jener Zeit.

> 80 Jahre Generalstreik, 1998 herausgegeben vom Kantonalen Gewerkschaftsbund St.Gallen, Sabon-Verlag

> St.Galler Geschichte in neun Bänden, Amt für Kultur des Kantons St.Gallen 2003, Gesamtregister Stichwort «Streik»

Streik! – Abendgespräch mit Paul Rechsteiner, Mittwoch, 26. Mai, 19 Uhr, Projektraum exex, Oberer Graben 38, St.Gallen